

ANSTECKENDE ALZHEIMERKRANKHEIT?

Konrad Beyreuther, einer der führenden Demenzspezialisten, stellte im G&G-Interview die neuesten Erkenntnisse der Alzheimerforschung vor (»Alzheimer wird uns immer begleiten«), Heft 5/2012, S. 66).

Florian Keil, Berlin: Im Interview sagte Konrad Beyreuther: »Es ist schon beunruhigend, dass die Pflege von Alzheimerpatienten das eigene Risiko um das Sechsfache erhöht.« Als angehender Ergotherapeut ist mir das Herz in die Hose gerutscht, als ich etwas von »ansteckendem Alzheimer« las. Beyreuther bezieht sich wohl auf eine US-Studie, bei der sich herausstellte, dass der häuslich pflegende Lebensgefährte ein sechsfach erhöhtes Risiko für Alzheimerdemenz hatte. Dies scheint aber nicht auf einer Übertragung mysteriöser Alzheimererreger zu beruhen, sondern auf gemeinsam durchlittenen Infektionskrankheiten und einem erhöhten Cortisolspiegel der oftmals überforderten allein pflegenden Partner. Belege für eine direkte Ansteckungsgefahr gibt es also keine.

Antwort unseres Interviewpartners

Konrad Beyreuther: Dass Ehepartner von Menschen mit Demenz selbst ein erhöhtes Demenzrisiko haben, belegte die Cache-County-Studie (J. Am. Geriatr. Soc. 58, S. 895–900, 2010). Gründe dafür dürften sein: Depression, Überforderung, Angst und soziale Isolation (J. Am. Geriatr. Soc. 59, S. 900–908, 2011). Für Pflegepersonal gibt es keine entsprechenden Untersuchungen.

Ob eine »Ansteckungsgefahr« überhaupt im Bereich des Möglichen liegen könnte, werden bald entsprechende Experimente mit Mausmodellen für die A β -Amyloidpathologie der Alzheimerkrankheit zeigen. Auf Tagungen berichteten Forscher bereits, dass sich diese Störung mit Bluttransfusion bei Mäusen induzieren lässt, die erhöhte Mengen des Amyloidpeptids A β produzieren. Ob das im Tiermodell auch mit Speichel, Urin oder anderen Körperausscheidungen möglich ist, wurde noch nicht untersucht.

Ich halte es aber für sehr unwahrscheinlich, dass Menschen unter 50 Jah-



MIT FREDL GEN VON JURGEN GERBE

DER »ALZHEIMERAKTIVIST« RICHARD TAYLOR

Vor etwa zehn Jahren wurde bei dem amerikanischen Psychologen Richard Taylor Demenz diagnostiziert. Seitdem setzt er sich für die Rechte der Patienten ein.

ren sich überhaupt mit der Amyloidpathologie »anstecken« können. Dazu müssten erhöhte Mengen des Amyloidpeptids A β – wie bei den veränderten Mäusen – bereits im Gehirn vorhanden sein. Auf Grund publizierter Daten dürfte das in diesem Alter für die Normalbevölkerung kaum der Fall sein. Auch wenn die von Ihnen angesprochene »Ansteckungsgefahr« noch so gering sein mag, ist es beruhigend zu wissen, dass Mitarbeiter in Pflegeheimen – aus Gründen der Hygiene – Handschuhe beim Waschen und Ankleiden von Alzheimerpatienten tragen.

LEBEN MIT DEMENZ

Der amerikanische Psychologe Richard Taylor ist selbst an Demenz erkrankt. Seine Lebenserfahrungen schilderte er im G&G-Interview (»Opa, da ist wieder dein Alzheimer!«), Heft 5/2012, S. 76).

Sabine Jansen, Berlin: Ich finde es sehr schön, dass Sie in Ihrem »Spezial Alzheimer« einen Betroffenen zu Wort kommen lassen. Richard Taylor habe ich als Geschäftsführerin der Deutschen Alzheimer Gesellschaft e. V. schon verschiedentlich auf Kongressen getroffen, und ich schätze sein Engagement sehr. Allerdings kann ich eine Bemerkung im Interview mit ihm nicht unwidersprochen stehen lassen: »Auch die Alzheimergesellschaf-

ten sagen: »Geh und mach dein Testament! Bereite dich aufs Sterben vor!« Der erste Satz ist sicher insofern richtig, als die Alzheimergesellschaften dazu raten, rechtliche Dinge zu klären, solange man noch in der Lage ist, eigene Verfügungen zu treffen. Die Alzheimergesellschaften setzen sich jedoch weltweit für ein gutes Leben mit Demenz ein! Das Motto des diesjährigen Welt-Alzheimertags lautet beispielsweise: »Demenz: zusammen leben«. In Deutschland lassen wir seit 2006 auf unseren Kongressen und Tagungen Betroffene sprechen, um deutlich zu machen, dass ein lebenswertes Leben auch mit dieser Krankheit möglich ist. Wir setzen uns dafür ein, dass die Öffentlichkeit mehr über Demenzen erfährt und es normaler wird, auch mit diesem Leiden weiter an sozialen Aktivitäten teilzunehmen.

MYTHOS FREIER WILLE

Mit sieben Mythen der Hirnforschung räumte der Psychologe und Philosoph Stephan Schleim auf (»Die 7 größten Neuromythen«, Heft 4/2012, S. 38).

Michael H. Greve, Au/Zürich (Schweiz):

Den Artikel von Stephan Schleim habe ich mit großem Interesse gelesen, deckt er doch darin anhand von klaren Beispielen, wie etwa im Fall des »Hirnjogging«, einiges an pseudowissenschaftlichem

Unfug auf. In einem Punkt irrt er jedoch nach meiner Meinung. In seinem »Neuromythos 6« (»Neuroforscher haben bewiesen, dass der freie Wille eine Illusion ist«) schreibt er: »Gemäß neuerer philosophischer Entwicklungen im 20. Jahrhundert folgen wieder mehr Fachleute einer so genannten kompatibilistischen Sicht: Nicht ob wir determiniert sind oder nicht, sondern was uns determiniert, ist essenziell.«

Seit der Formulierung der Unbestimmtheitsrelation durch Werner Heisenberg in den 1920er und 1930er Jahren gibt es in der Tat wachsende Zweifel an der absoluten Determiniertheit der Welt. So wie der Determinismus als Argument an Bedeutung verliert, wird aber die Kausalität als Ursache von Handlungen durch neue Erkenntnisse in der Genetik und der Psychologie des sozialen Zusammenspiels hingegen noch erhärtet. Alle unsere Handlungen werden durch Vererbung, Umwelteinflüsse und Erfahrungen geprägt, die unsere Ziele, Meinungen, ja selbst unser Weltbild bestimmen. Die Frage ist: Kann der Mensch bei gegebenen Kenntnissen und Erfahrungen anders entscheiden, als er dies ohnehin tut? Subjektiv meinen wir, eine Wahl zu haben – doch ist das nicht nur Illusion? Wir möchten, dass unser freier Wille eine Wahl ohne Regeln ist, die nicht durch irgendwelche Gesetzmäßigkeiten eingengt wird. Wenn wir aber unsere Regeln aufgeben, wodurch sollen wir sie dann ersetzen? Vielleicht durch den Zufall von Quantenfluktuationen?

Warum ist es für uns wichtig, einen freien Willen zu haben? Wenn wir durch

unsere Gefühle und Ansichten zu Entscheidungen getrieben werden, entspricht das nicht genau unserem Wunsch? Nehmen wir an, wir wüssten sehr genau über unsere Werte und Ansichten Bescheid. Dann wäre es doch in unserem eigenen Interesse, wenn unsere Entscheidungen stets durch unsere Bedürfnisse bestimmt wären. Müssen wir das nicht sogar hoffen, weil unsere Entscheidungen sonst bloße Akte der Willkür wären? Die Kausalität unseres Denkens ist also ebenso schwer anzuzweifeln, wie sie zu beweisen ist. Die Tatsache bleibt: Wir legen uns so fest, wie wir entscheiden.

WEIBLICHE TÄTER

Inwieweit sich pädophile Neigungen per Magnetresonanztomografie nachweisen lassen, untersucht der Kieler Psychologe Jorge Ponseti (»Täterprofile im Hirnscan«, Heft 5/2012, S. 14).

Michael Kühnappel, Fellbach: Im Kasten »Warum gibt es Pädophilie?« heißt es, die Störung komme bei Frauen äußerst selten vor. Einen Anteil weiblicher Pädophiler von 12 bis 20 Prozent, wie er in der Literatur genannt wird, würde ich nicht gerade als »äußerst selten« beschreiben – zumal die Dunkelziffer, bedingt durch solche Vorurteile, relativ hoch sein dürfte. So wichtig die Untersuchungen sind – nicht zuletzt auch wegen der differenzierten Betrachtungen von Pädophilie und Kindesmissbrauch –, so wünschenswert wäre es auch, diese auf Frauen auszuweiten. Das sollte nicht durch die zur Zeit herrschenden politisch-sozialen Vor-

gaben (Männer als Täter, Frauen als Opfer) beschränkt werden. Leider ist Kindesmissbrauch nach wie vor ein Bereich, der politisch-ideologisch instrumentalisiert wird, was letztlich den Opfern schadet und das Verständnis von Pädophilie erschwert.

DER UNMORALISCHE EKEL

Die Philosophin Manuela Lenzen möchte den Ekel aus ethischen Diskussionen verbannt sehen (»Von wegen ›gefühlte Moral!‹«, Heft 5/2012, S. 50).

Anna Hilger, Düsseldorf: Beim letzten Absatz des Kommentars von Manuela Lenzen gerate ich ins Nachdenken: »Eine Emotion liefert keine tiefere Weisheit und auch keinen Leitfaden für unser Handeln.« Dass Emotionen keine tieferen Weisheiten liefern, unterschreibe ich. Aber was ist mit der Liebe oder Nächstenliebe als Leitfaden für unser soziales Miteinander?

Werner Gauß, Freiburg: Ekel ist kein Gefühl, schon gar kein Grundgefühl, entsteht aber meist aus vermeintlich Gefühltem. Vermeintlich deshalb, weil dieses Gefühle ein Produkt aus Moral, zivilisatorischer Erscheinungsform und Soziologie ist. Mit Fühlen im ursprünglichen Sinn hat Ekel so viel zu tun wie ein Fisch mit Fahrradfahren. Ekel ist weder der Natur noch der Evolution gemäß, sondern eine rein menschliche Eigenschaft. Alle Tiere – und auch der Mensch gehört zum Tierreich – schützen sich gegen Krankheiten; Tiere kennen jedoch weder Hass noch Ekel.

Briefe an die Redaktion

... sind willkommen! Schreiben Sie bitte mit Ihrer vollständigen Adresse an:
Gehirn&Geist
Petra Mers
Postfach 10 48 40, 69038 Heidelberg
E-Mail: leserbriefe@gehirn-und-geist.de
Fax: 06221 9126-779
Weitere Leserbriefe finden Sie unter:
www.gehirn-und-geist.de/leserbriefe

Zuletzt erschienen:



6/2012



5/2012



4/2012

Nachbestellungen unter:
www.gehirn-und-geist.de
oder telefonisch:
06221 9126-743